Mila Summers

Verloren sind wir nur allein

MILA SUMMERS

SIND WIR NUR ALLEIN

1 ___
2 ___
3 ___
4 ___
5 ___
6 ___
7 ___
8 ___
9 ___
10 ___
11 ___
12 ___
13 ___
14 ___
15 ___
16 ___
17 ___
18 ___
19 ___
20 ___
21 ___
22 ___
23 ___
24 ___
25 ___
26 ___
27 ___
28 ___
29 ___
30 ___
31 ___

one

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Katharina Runden
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde unter Verwendung von Motiven von © *[Info folgt]*
Satz: ••• [N.N., Ort]
Gesetzt aus der [Schrift:] •••
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-8466-0094-8

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.one-verlag.de
Bitte beachten Sie auch www.luebbe.de

1 _____
2 _____
3 _____
4 _____
5 _____
6 _____
7 _____
8 _____
9 _____
10 _____
11 _____
12 _____
13 _____
14 _____
15 _____
16 _____
17 _____
18 _____
19 _____
20 _____
21 _____
22 _____
23 _____
24 _____
25 _____
26 _____
27 _____
28 _____
29 _____
30 _____
31 _____

Für
H
ZOE
D&F

Kapitel 1

Verunsichert sehe ich mich in dem kahlen Raum um, in dem mich, bis auf ein alter Holzschrank, nur Leere empfängt. Vier weiße Wände starren mich an. Ich starre zurück.

Das ist es nun also. Mein neues Zuhause.

»Oh, Schatz, du bist ja schon in deinem Zimmer! Ist es nicht wunderschön?« Mom rauscht herein, natürlich ohne anzuklopfen, und eilt zu dem breiten Fenster auf der gegenüberliegenden Seite des Raums. »Es ist das schönste im ganzen Haus!« Sie öffnet die beiden Flügel und lässt neben dem orangefarbenen Abendlicht auch eine frische Sommerbrise herein. Die Scharniere quietschen. Einzelne weiß lackierte Holzsplitter des Rahmens bröckeln zu Boden,

und ich frage mich unweigerlich, ob man den schönsten Raum des Hauses wirklich so verkommen lassen würde.

Ich sage kein Wort. Die ganze Situation überfordert mich völlig. Erst vor wenigen Wochen schleppte Mom Roger an. Ihr neuer Freund ist im Gegensatz zu dem Loser, den sie davor gedatet hat, ein absoluter Glücksgriff. Roger ist Rancher. Sein Anwesen ist so groß wie der gesamte Block, in dem wir in Boston gelebt haben. Die Betonung liegt auf gelebt *haben*, denn Mom hatte nichts Besseres zu tun, als unsere Zelte vollkommen überstürzt abzubrechen und zu Roger auf seine Ranch nach Lewisville in Texas zu ziehen. Roger züchtet nämlich Rinder und Pferde. Und anscheinend ist er damit so erfolgreich, dass Geld von nun an kein Problem mehr für uns sein wird. Wie praktisch.

»Sky, Liebes, jetzt schau doch nicht so.« Mom kommt zu mir rüber, legt ihren Arm um meine Schulter und zieht mich in eine feste Umarmung.

Ich seufze und sorge für ein wenig Abstand zwischen uns. »Wie schaue ich denn?« Ich kann ihr nicht in die Augen sehen, also wende ich meinen Blick zum Fenster. Auf einer Koppel grasen ein paar Pferde, und das Gras ist so grün wie unser Haus in Boston.

»Du schaust wie damals, als du noch klein warst und Dad dir erklärt hat, dass wir doch nicht ins Disneyland fahren können.«

Ein Stich durchfährt mein Herz, als Mom von Dad spricht. Es sind nun genau zwei Jahre und einundfünfzig Tage, seit er für immer von dieser Welt gegangen ist. Und allein der Gedanke an ihn schmerzt noch immer so qual-

voll wie an dem Tag, als er während eines Baseballspiels zusammengebrochen und nicht mehr aufgestanden ist.

Ich winde mich ganz aus ihrer Umarmung. »Lass gut sein, Mom. Ich werde mich mit der Situation schon irgendwie arrangieren.«

So, wie ich mich in den letzten zwei Jahren und einundfünfzig Tagen mit allem abgefunden habe, was sie für richtig hielt und mir gänzlich gegen den Strich ging. Schon knapp ein halbes Jahr nach Dads Tod hat Mom wieder begonnen, Männer zu treffen, ist ausgegangen, hatte Spaß.

Für mich kommt das einem Verrat gleich. Einem Verrat, den sie an allem begeht, was unsere Familie ausgemacht hat. Die feste Einheit, die wir mit Dad gebildet haben, gibt es nicht mehr. Anstatt an einem Strang zu ziehen, scheinen Mom und ich in unterschiedliche Richtungen zu laufen.

Während ich versuche, die Erinnerung an ihn zu bewahren, hat Mom nach Dads Tod schnell damit begonnen, alles, was einmal ihm gehörte, nach und nach in den Keller zu räumen. Außer den Bildern und den Baseballpokalen in der Wohnzimmervitrine erinnerte in unserer alten Wohnung schon bald nichts mehr an ihn. Ganz so, als hätte es ihn nie gegeben.

Dabei steckte so viel von Dad in unserer Wohnung. Immer hatte er irgendwelche Ideen, um unser Heim zu verschönern. Ich sehe ihn vor mir, wie er uns verschwitzt und mit strahlenden Augen sein neuestes Projekt präsentiert. Er war schon immer so. Als Mom ihm erzählte, dass sie mit mir schwanger war, hatte er sofort damit begonnen, aus dem Büro ein Kinderzimmer zu machen. Für die

Menschen, die er liebte, hätte er alles getan. Tränen steigen in mir auf, und ich schlucke gegen den Kloß an, der sich in meinem Hals bildet.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Mom mich durchdringend anschaut. »Liebes, keiner erwartet von dir, dass du ihn vergisst. Es ist nur langsam an der Zeit, wieder nach vorne zu blicken und nicht immer nur in der Vergangenheit zu leben. Ich bin auch furchtbar wütend und traurig darüber, dass das Schicksal nichts Besseres auf Lager hatte, als ihn uns wegzunehmen. Aber es ist nun mal nicht zu ändern. Dad wird nicht mehr lebendig, auch wenn du dich mit Händen und Füßen dagegen wehrst, es zu akzeptieren. Er kommt nicht mehr zurück.«

Noch immer sehe ich den Pferden zu, wie sie unbekümmert auf der Wiese stehen und sich kein bisschen darum sorgen, was gewesen ist oder was sein wird. Wie ich sie beneide! Mom und ich haben schon so oft darüber gesprochen. Doch mit dieser Härte hat sie es noch nie auf den Punkt gebracht. Egal, was ich tue, egal, was ich sage, er kommt nicht mehr wieder. *Nie mehr.*

Stumm nicke ich, senke meinen Blick und starre auf den Fußboden. Das helle Laminat lässt den üppigen fast leeren Raum noch eine Spur größer wirken. »Man kann bestimmt viel aus dem Zimmer machen«, murmele ich und hoffe, dass es wenigstens etwas nach der Begeisterung klingt, von der ich kein bisschen verspüre. Als ich mich zu ihr umdrehe, strahlt Mom mich an. Anscheinend habe ich genau die Worte gefunden, die sie unbedingt hören wollte.

»Das ist mein Mädchen. Du wirst sehen, hier in Lewisville wirst du schnell Anschluss finden. Das letzte Jahr an

der Highschool schaffst du spielend, und danach steht dir die Welt offen.«

Stellt sich nur die Frage, ob ich das überhaupt will. Will ich, dass mir die Welt offensteht? Ehrlich gesagt ist mir die Welt gerade ziemlich egal.

Mom strahlt eine gewisse Zuversicht aus, die ich nicht mit ihr teilen kann. Sie sieht der Zukunft positiv entgegen und hat sich damit arrangiert. Den Ballast, den Frust, die Trauer der letzten Jahre – all das hat sie abgelegt, wie ein löchriges T-Shirt, das sie aussortiert hat. Für mich ist das unmöglich.

Als könnte Mom meine Gedanken lesen, mustert sie mich von Kopf bis Fuß. »Ach, da fällt mir ein: Bevor die Schule anfängt, sollten wir dringend mal einkaufen gehen. Deine Klamotten sind … Ich finde, sie erwecken einen falschen Eindruck von dir.«

Ich schlucke und blicke auf meine verblichene schwarze Jeans und die ausgetretenen Chucks hinunter. »Schämst du dich etwa für mich? Was ist an meinen Klamotten bitte schön falsch?«

Ich hasse es, mich mit Mom zu streiten. Sosehr ich sie für ihr Verhalten verurteile – sie ist alles, was mir auf dieser Welt noch geblieben ist. Aber ich habe das Gefühl, dass wir in letzter Zeit kein einziges richtiges Gespräch mehr miteinander geführt haben. Jeder Versuch endet immer nur in Vorwürfen und enttäuschtem Seufzen.

»Natürlich schäme ich mich nicht für dich.« Mom lächelt mir aufmunternd zu. »Du bist mein einziges Kind und gleichzeitig der wichtigste Mensch in meinem Leben.«

Ich sollte es lassen, aber da ist diese Stimme in mir, die

Konter geben will. Sie ist so übermächtig und lässt sich nicht länger unterdrücken. »Ach, tatsächlich?«, bricht es aus mir heraus. »Warum sind wir dann aus Boston weggezogen? Warum sind wir hier in Lewisville gelandet, wo ich nichts und niemanden kenne, wenn ich für dich ja *ach so wichtig* bin? Warum mussten wir so überstürzt weg, dass ich nicht mal mehr mein letztes Highschooljahr an meiner alten Schule machen kann?«

Alles in mir brodelt, und die Gefühle, die ich die ganze Zeit weggeschoben habe, machen sich jetzt Raum. Ich könnte platzen vor Wut, Trauer und Enttäuschung. Seit sie mir zum ersten Mal mit diesem Leuchten in den Augen von Roger und seiner Ranch im kanadischen Blockhausstil erzählt hat, habe ich mich wirklich bemüht, mich für meine Mom zu freuen. Doch es geht einfach nicht. Sosehr ich auch will, ich kann kein Teil in ihrem Happily-Ever-After sein. Denn ich gehöre hier einfach nicht hin. Ich fühle mich wie ein Schmutzpartikel, der Moms heile Welt befleckt und ihre Idylle mit Roger stört. Schließlich bin ich das Sinnbild für ihre glücklichen Jahre mit Dad.

Wenn ich im nächsten Sommer achtzehn werde, gehe ich weg von hier. Zurück nach Boston. Zurück zu Dad und meinen Erinnerungen an ihn. Beinahe jede Woche bin ich in den vergangenen zwei Jahren auf dem Friedhof gewesen, habe frische Blumen auf Dads Grab gelegt und mit ihm gesprochen. Das war der einzige Ort, an dem ich mich ihm nahe gefühlt habe, an dem ich gespürt habe, dass er mich nicht ganz verlassen hat. Aber nun sind wir hier, Hunderte von Meilen entfernt, und da ist nur noch diese Leere in mir, die sich durch nichts und niemanden füllen lässt. Mom hat mir durch den Umzug die allerletzte

Möglichkeit genommen, ihm nah zu sein. Das werde ich ihr nie verzeihen.

Ich funkle Mom wütend an, die einen Schritt zurückweicht. Ihre eben noch so freudige Miene ist wie weggewischt. Sie wirkt verletzt. Unwillkürlich umfasse ich meine Mitte, wie um mir selbst etwas Halt zu geben. Unter meinen Fingern spüre ich kleine Stoffknötchen auf meinem T-Shirt und streiche darüber. Es fühlt sich beruhigend an und irgendwie vertraut. Schließlich habe ich das Shirt schon eine halbe Ewigkeit. Ein Geschenk von Dad …

»Sky, die Welt dreht sich weiter. Dad würde auch nicht wollen, dass wir hier stehen und uns streiten.« Tiefe Falten bilden sich um Moms Augen und auf ihrer Stirn. Ihre blauen Augen glänzen. »Ich kann nicht mehr.« Die erste Träne läuft lautlos über ihre Wange, perlt an ihrer Unterlippe ab und fällt wie in Zeitlupe auf den hellen Laminatboden.

Und dann tut sie etwas, was sie bisher noch nie gemacht hat: Wortlos wendet sie sich von mir ab, überwindet die wenigen Meter bis zur Tür und verlässt das Zimmer. Sie sieht sich nicht mehr nach mir um, als sie die Tür ins Schloss zieht. Offenbar hat sie es satt, sich ständig mit mir über die Vergangenheit zu unterhalten und wendet sich lieber der Gegenwart zu.

Überrumpelt stehe ich da und sehe ihr nach. Meine Füße kleben am Laminat, lassen sich nicht anheben, während meine Hände sich wie von selbst zu Fäusten ballen. Zu dem Potpourri aus Gefühlen, das ich bei meiner Ankunft in Lewisville in meinem Koffer dabeihatte – Trauer, Angst, Wut und Verzweiflung –, gesellen sich Verwunderung … und Hass.

Ich hasse Mom dafür, dass sie mich hier auf diese entlegene Ranch gezerrt hat und von mir erwartet, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich hasse sie dafür, dass sie alles hinter sich lässt – vor allem uns und unsere Familie – und einfach neu anfängt. Ich hasse sie dafür, dass sie mich mir selbst überlässt. Und ich hasse sie so sehr dafür, dass sie einfach aufgibt, wo sie sonst zu kämpfen begonnen hat.

Von draußen weht eine kräftige Böe herein. War das nicht eben noch eine leichte Sommerbrise? Ich umklammere mich weiter mit meinen Armen, meine Hände krallen sich in meine Seiten. Die Kälte fühlt sich bedrohlich an, ebenso wie dieser ganze Neunanfang. Er wird alles verändern. Er wird Mom verändern. Und er wird die Beziehung zwischen uns beiden verändern.

Das Meer aus Tränen, das ich in den letzten Jahren geweint habe, erschien mir irgendwann unendlich. Als mir nun die ersten Tropfen über das Gesicht laufen, weiß ich, dass es weit über die Unendlichkeit hinausgeht.

Kapitel 2

Zaghafte Sonnenstrahlen schieben sich zwischen den Schlitzen meines nicht ganz geschlossenen Rollos hindurch. Im Dämmerschlaf drehe ich mich auf die andere Seite und versuche wieder einzuschlafen. Nichts, was mich an diesem Tag erwartet, wäre es wert, aufzustehen. Ebenso wie an den vierzehn Tagen zuvor, die ich nun auf dieser Ranch lebe. Also bleibe ich liegen.

Doch es nützt nichts. Jetzt bin ich wach, und die Leere öffnet ihre Türen für Bilder, die sich in mein Bewusstsein schleichen. Meine Gedanken beginnen zu kreisen. Voller Sehnsucht presse ich die Lider aufeinander und denke an die Zeit, als wir noch eine glückliche Familie waren. Dad stand immer als Erster auf und bereitete für Mom und mich das Frühstück zu. Dabei trällerte er einen alten Hit

der Stones oder der Beatles. Manchmal auch von beiden gleichzeitig, da machte er keine großen Unterschiede.

Dad hatte auch schon am frühen Morgen immer gute Laune. Viel zu gute. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir am Frühstückstisch nicht gesprochen, sondern einfach nur dagesessen und gegessen. Aber Dad machte mir jeden Morgen einen Strich durch die Rechnung.

Dennoch konnte ich ihm dafür nicht böse sein, schließlich machte er mir die weltbesten Pancakes mit Ahornsirup und Schokostreuseln. Dad wusste eben, wie ich sie am liebsten mochte. Mom brauchte meist länger im Bad. Für sie stand dann immer ihr Lieblingsschälchen mit Porridge und frischen Erdbeeren bereit. Die Schale sah aus wie ein breit grinsendes Mickey-Mouse-Gesicht und hatte einen recht großen Sprung, weshalb ihr auch ein Ohr fehlte. Man musste furchtbar aufpassen, dass man sich nicht daran schnitt. Mickey Mouse selbst schien sich nicht daran zu stören, dass sie kaputt war. Und auch Mom machte das nichts aus. Sie hätte sich nie im Leben von der Schale getrennt. Wir haben sie in unserem Urlaub in Walt Disney World in Orlando gekauft, kurz bevor …

Eine andere Erinnerung drängt sich in mein Bewusstsein. *Oh nein, bitte nicht!* Bevor die Erkenntnis wie ein Hurrikan über mich hereinbrechen kann, ist der Schmerz schon da. Ein Schmerz, der mir die Luft zum Atmen raubt.

Dann: die Gewissheit. Dad ist tot. Er wird nie wieder Pancakes für mich machen können. Nie wieder wird er Moms Porridge in ihrem geliebten Schälchen vorbereiten, denn Mickey Mouse ist noch in Boston – in tausend Einzelteile zerbrochen. Nie wieder werde ich Dads gute Laune

ertragen dürfen. Und nie wieder werde ich mir wünschen, er würde still sein, während ich am Frühstückstisch esse und mein Morgenmuffeldasein auslebe.

Meine Augen sind geschlossen, und einzelne Tränen quellen unter meinen Lidern hervor. Ich hasse diesen Moment, wenn die Trauer mich überfällt und alles in mir mit sich in die Tiefe reißt.

Ihre Sogwirkung ist übermächtig, beinahe schon betäubend. Taumelnd befinde ich mich im freien Fall, ehe ich gegen das Gefühl ankämpfen kann und mich auf das Hier und Jetzt konzentriere.

Seit unserem Umzug sind jetzt zwei Wochen vergangen. Zwei quälende Wochen, in denen ich mich permanent zurück nach Boston gewünscht habe. Jeden Tag denke ich an unser altes Zuhause. Mein altes Zimmer fehlt mir besonders. So viele Erinnerungen hingen an all den Möbelstücken, Flecken im Teppich und den Urlaubsfotos, die eine ganze Wand meines Zimmers bedeckten. Jetzt stapeln sich die Bilder in geschlossenen Kartons.

Einerseits sehne ich mich danach, sie auszupacken und damit die unvertraute Leere mit ein bisschen Boston zu füllen. Andererseits würde ich es nicht ertragen, wenn Dads freudiges Lachen mir hier in Lewisville aus den Bildern entgegenstrahlt. Das wäre nicht richtig.

An meinem jetzigen Aufenthaltsort ist ohnehin nichts richtig. Denn während ich hier auf einer Ranch in Texas festsitze, ist niemand mehr in Boston, der Blumen auf Dads Grab legen könnte. Niemand besucht ihn. Niemand spricht mit ihm. Es ist fast so, als hätte ich ihn ein zweites Mal verloren.

Und was habe ich stattdessen gemacht? Während Mom

sich mit Elan und Enthusiasmus daran gemacht hat, hier in Lewisville neue Leute kennenzulernen und sich direkt einen neuen Freundeskreis aufzubauen, bin ich bisher allen Menschen aus dem Weg gegangen und habe versucht, mich möglichst unsichtbar zu machen. Zu Moms Leidwesen habe ich die Wände meines Zimmers dunkelblau gestrichen. Dabei habe ich mir das schwärzeste Dunkelblau ausgesucht, das ich finden konnte. Jetzt verkrieche ich mich in meiner dunklen Höhle und starre stundenlang durchs Fenster hinaus auf das rege Treiben der Ranch.

Ich ziehe mir die Decke bis unters Kinn, während weitere Bilder in meinem Kopf aufsteigen: Rogers Mitarbeiter versorgen die Tiere, reiten die Pferde und misten Ställe aus. Etwas abseits liegt ein See mit Enten und Schwänen. Sie kommen und gehen, wie es ihnen gefällt. Beneidenswert! Ein Wald umschließt das texanische Idyll von allen Seiten. Hohe Tannen spenden Schatten und bilden gleichzeitig einen natürlichen Schutzwall.

Malerische Bilder wie im Fernsehen, nur mit der Gewissheit, dass dieser Film nun meine Realität ist. Solange ich mich jedoch hinter dem schützenden Glas verbarrikadiere, bin ich kein Teil davon. Kein Teil von Moms neuer Heimat.

Wenn ich nicht verhungern und verdursten will, muss ich allerdings ab und an aus meinem Zimmer heraus, und dabei laufe ich jedes Mal unweigerlich Mom und Roger über den Weg. Roger hat zum Glück schnell kapiert, dass wir beide keine Freunde werden. Er akzeptiert, dass ich ihn ignoriere, und schenkt mir ab und an ein zuversichtliches Lächeln, das er sich allerdings auch sparen kann.

Moms neuer Freund ist mir von Grund auf unsympa-

thisch, auch wenn ich bisher kaum ein Wort mit ihm gewechselt habe – was von mir aus auch so bleiben kann. Allein, wie er seinen kleinen Finger abspreizt, während er seinen Espresso trinkt, macht mich wahnsinnig! Außerdem macht er mit seiner protzigen Ranch auf Lebemann, während seine Angestellten sich um das Wohl seiner Tiere kümmern. Ich habe ihn noch kein einziges Mal zu den Rindern in den Stall gehen sehen. Nur für die Pferde scheint er etwas übrig zu haben. Die beehrt er ab und an mit seiner Gesellschaft.

Ich verstehe einfach nicht, was Mom an ihm findet. Er ist so anders als Dad, trägt immer diese rot-schwarz karierten Flanellhemden und dunkle Jeans. Dazu Schuhe, die sicher mehr gekostet haben als unser klappriger alter Van. Mom schwebt auf Wolke Sieben und lächelt wie ein Teenager, wenn Roger mit ihr spricht. Die beiden sind so glücklich, dass ich mich jeden Tag ein Stück weit mehr fehl am Platz fühle. Und ich frage mich, wann es meiner Mom auffallen wird, dass ich hier eigentlich nur störe.

Im Moment scheint sie davon noch nichts zu merken, denn sie tut alles, um meinen Widerstand gegen dieses neue Leben zu brechen. Fast täglich redet sie auf mich ein und fordert mich auf, endlich unter Leute zu gehen. Mal ist es ein Footballspiel, zu dem ich mitsoll, mal stehen Pizza und Kino auf dem Programm. Damit zwingt sie mich dazu, mir immer neue Ausreden einfallen zu lassen. Denn ein einfaches »Nein« reicht ihr nicht. Sie begreift einfach nicht, dass ich keinen Anschluss suche. Ich werde diesen Ort nie mögen.

Sobald ich das letzte Highschooljahr überstanden habe, kehre ich in meine Heimat zurück und studiere dort an der

Boston University. Gesetzt dem Fall, ich bekomme ein Stipendium, denn von Mom und ihrem Gönner möchte ich auf keinen Fall abhängig sein. Leider ist die Boston University verdammt teuer. Dabei ist mir das Renommee der Uni eigentlich ziemlich egal …

All diese Gedanken in meinem Kopf wühlen mich immer mehr auf. Dabei habe ich mir vorgenommen, so viel wie möglich zu schlafen. Schlaf ist gut. Schlaf hält lästige Menschen von einem fern. Ich ziehe mir die Decke über den Kopf und versuche meine Atmung in einen möglichst langsamen Rhythmus zu zwingen.

Plötzlich ertönt ein Knarzen hinter mir. Jemand öffnet vorsichtig die Tür meines Zimmers. Ich halte die Luft an, wage nicht, mich zu bewegen. Dann läuft dieser Jemand mit leise schlurfenden Schritten durch den Raum. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals, und gleichzeitig bin ich wütend. Furchtbar wütend. Weder Mom noch Roger haben das Recht, ohne anzuklopfen in mein Zimmer zu platzen. Was bilden sich die beiden bloß ein?

Als ich ein Rascheln aus Richtung des Holzschrankes höre, erhält meine Wut einen neuen Schub. Schließlich liegt da drinnen mein Tagebuch. Das gibt es ja wohl nicht! Hastig drehe ich mich um, um nachzusehen, was da los ist. In diesem kleinen ledergebundenen Buch stehen all meine intimsten Gedanken. Allein die Vorstellung, Mom oder Roger könnten darin lesen, lässt meinen Adrenalinspiegel katapultartig in die Höhe schnellen.

Doch kaum habe ich mir die Decke vom Kopf gerissen, sterben die Worte auch schon auf meinen Lippen. Keine drei Meter von mir entfernt steht, mit dem Rücken zu mir, eine große, breitschultrige Gestalt, die absolut keine Ähn-

lichkeit mit Roger, geschweige denn Mom hat, und macht sich in aller Seelenruhe an meinen Sachen zu schaffen.

»Was wird das denn, wenn es fertig ist?« Ruckartig setze ich mich in meinem Bett auf und beobachte jede Bewegung des unbekannten Eindringlings genau. Mein Herz springt mir beinahe aus der Brust, während ich fieberhaft überlege, was mir zur Not als Waffe dienen könnte.

Leider bleibt da nicht allzu viel übrig. Neben einem leeren Snickerspapier und einem Buch steht nur noch meine Wasserflasche auf dem Nachttisch, die allerdings auch schon fast leer und somit eher ungefährlich ist.

»Hey«, wirft mir der Typ beiläufig über die Schulter zu, während ich Papier rascheln höre. Offenbar sucht er etwas. Erst nach einigen Sekunden, in denen ich nur entgeistert auf das Shirt mit der Rückennummer 12 starren kann, dreht er sich zu mir um und fährt sich dabei durch sein in alle Richtungen wirr abstehendes hellbraunes Haar. Mit schlendernden Schritten kommt er auf mich zu. Ich rutsche unweigerlich bis ans Bettende, um möglichst viel Distanz zwischen uns zu bringen. Für einen verrückten Moment überlege ich, ob ich nach Mom und Roger rufen sollte.

»Ich wollte dich nicht wecken«, sagt der Kerl mit klarer, leicht rauchig klingender Stimme.

»Na, das ist dir ja prima gelungen«, raunze ich ihn an. »Was zur Hölle machst du in meinem Zimmer? Wer bist du überhaupt?« Meine Stimme gewinnt mit jedem Wort an Lautstärke, während er die Ruhe selbst bleibt und mich damit nur noch weiter auf die Palme bringt.

»Was ist denn hier los?«, ruft Mom vom Flur herein und steht wenige Sekunden später in ihrem Morgenman-

tel, die Hände in die Hüften gestemmt, ebenfalls in meinem Zimmer. So viele Menschen waren noch nie gleichzeitig in diesem Raum. Zumindest nicht, seit er mein Reich ist.

Mom sieht zwischen dem Jungen, der etwas älter als ich zu sein scheint, und mir hin und her. Sie verzieht dabei keine Miene. Ich befürchte schon, dass sie falsche Schlüsse ziehen könnte und will ihr erklären, dass ich keine Ahnung habe, wer der Kerl ist. (Wobei ich mir ganz sicher bin, dass Mom total angetan wäre, wenn ich endlich mal einen Freund mit nach Hause bringen würde. Enttäuscht wäre sie wahrscheinlich nur darüber, dass ich ihn ihr nicht vorgestellt habe.) Doch sie kommt mir zuvor.

»Ach, Jeff, du bist es nur. Warum schreist du denn so laut, Liebes? Es ist gerade mal kurz nach sechs. Roger schläft noch, und es wäre gut, wenn wir ihn so lange wie möglich schlafen lassen könnten. Gestern war ein anstrengender Tag für ihn. Der Rücktransport von der Vieh-Auktion in Texhoma hat wegen eines Unfalls auf der Strecke um einiges länger gedauert, als geplant.«

»Ähm, entschuldige mal, wie würdest du es denn finden, wenn plötzlich ein wildfremder Typ ohne anzuklopfen in deinem Zimmer steht und sich an deinen Sachen zu schaffen macht, während du nichtsahnend in deinem Bett liegst, *Mom?*« Das letzte Worte presse ich zwischen den Lippen hervor. Wie kann sie nur Rogers Wohl über meins stellen? Das hätte sie früher nie getan. Niemals!

Ich erkenne meine Mom nicht wieder. Was ist aus der fürsorglichen Frau geworden, die sich wie eine Löwenmutter vor mich gestellt hat, wenn größere Kinder mir auf dem Spielplatz den Weg zur Rutsche versperrt haben? In mir

tost ein Sturm, der so laut ist, dass es in meinen Ohren zu rauschen beginnt.

»So ganz unrecht hat Sky da nicht, Jeff. Du hättest dich nicht einfach in ihr Zimmer schleichen sollen. Was wolltest du denn überhaupt hier?«

»Hab was gesucht. Sorry, tut mir echt leid. Das war nicht cool«, antwortet er knapp und schielt zu mir herüber.

Mom nickt ihm zu und setzt sich dann auf meine Bettkante. Sie will ihre Hand auf meine legen, aber ich entziehe sie ihr, indem ich sie unter die Decke schiebe. »Aber wo ihr jetzt schon mal hier zusammen seid: Sky, das ist Jeff. Ich hatte dir ja schon in Boston von ihm erzählt«, erklärt sie so, als müsste ich von seiner Existenz wissen.

So langsam frage ich mich, ob ich vielleicht doch noch schlafe. Es kann nicht anders sein. Ich muss träumen. Das hier ist ein beschissener Albtraum.

»Ach, hast du das?«, frage ich, während ich an Mom vorbeilinse und diesen *Jeff* beäuge.

»Aber ja!« Mom lächelt. Sie will um jeden Preis für Harmonie sorgen – wie immer, seitdem wir hierher gezogen sind. »Jeff ist doch Rogers Neffe.« Mom sagt das wieder so, als hätten wir bei einem der Abendessen in diesem Haus darüber gesprochen. Dummerweise hat Mom offenbar vergessen, dass ich an den gemeinsamen Abendessen nicht teilnehme. Mittlerweile hätte es ihr auffallen können, aber anscheinend setzt sie ihre Prioritäten neuerdings anders.

»Seine Eltern sind getrennt und leben nicht mehr in Lewisville. Er geht auch auf deine Schule und wird zusammen mit dir das letzte Highschooljahr absolvieren. Ist das nicht toll? Dann kennst du bereits einen deiner Mitschü-

ler! Außerdem wird Jeff dir bestimmt dabei helfen, hier Anschluss zu finden.« Sie klatscht so aufgeregt in die Hände, als wäre diese Information ein Meilenstein in der Entwicklung der Menschheit, als wäre Jeff der erhoffte Messias, der diese Welt doch noch vor dem sicheren Untergang bewahren könnte.

Entsetzt starre ich sie an. »Du meinst doch, er ist hier zu Besuch … oder …« Dann dämmert mir, dass meine schlimmsten Befürchtungen wahr werden könnten. »Wann wolltest du mir sagen, dass …«, dabei deute ich in Jeffs Richtung, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, »… noch jemand hier wohnt, Mom?« Wütend werfe ich die Decke zur Seite und springe auf, um möglichst viel Abstand zwischen Mom und mich zu bringen. Plötzlich ist mir furchtbar heiß. Meine Wut lässt mich ganz vergessen, dass ich außer einem weiten schwarzen Shirt, das mir nur knapp über den Po reicht, und einer Unterhose nichts anhabe. Doch auch als ich dieses nicht unerhebliche Detail bemerke, ist es mir scheißegal.

»Jetzt beruhige dich doch erst mal.« Moms harmonische Bemühungen und ihre Zuversicht beginnen allmählich zu bröckeln. Quer über ihre Stirn zieht sich eine tiefe Furche, und ihre Augen verengen sich zu schmalen Schlitzen. »Jeff war den Sommer über bei seiner Mom in Europa, und …«

Ich lasse sie nicht ausreden, falle ihr mitten ins Wort. »Ach, und da dachtest du dir: Kehren wir die klitzekleine Tatsache, dass noch jemand mit uns unter diesem Dach wohnt, kurzerhand unter den Teppich und warten ab, was passiert?«

Jeff vergräbt die Hände in den Hosentaschen und

schaut sich den Schlagabtausch zwischen Mom und mir aus sicherer Entfernung an. Das Schmunzeln auf seinen Lippen spricht dafür, dass er sich köstlich amüsiert. So ein Idiot! Was zum Henker glaubt er, wer er ist?

»Sky, beruhige dich endlich!« Die vormals so liebliche Stimme meiner Mutter klingt kalt und streng. Sie ist sauer. *Gut so.* Mir geht es schließlich nicht anders. »Wenn du mit uns reden würdest, hättest du auch gewusst, dass Jeff heute aus Europa zurückgekommen ist.«

Wir. Seit einigen Tagen spricht Mom nur noch von *Wir,* wenn sie Roger und sich meint. Früher waren wir beide *Wir.* Auch das hat sich schlagartig verändert nach unserem Einzug in diese viel zu glamouröse Millionen-Dollar-Ranch.

Ich versuche, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr mich ihre Worte kränken. Das aufkommende Gefühl der Einsamkeit unterdrücke ich und konzentriere mich auf die Wut in meinem Bauch.

»Klar, jetzt bin ich also schuld.« Ich halte kurz inne. »Gibt es noch mehr davon?«

Jeff lacht kurz auf, verstummt aber, als ich ihm einen vernichtenden Blick zuwerfe. Mom läuft rot an und sieht aus, als würde sie am liebsten im Erdboden versinken. »Wie redest du denn über Jeff? Was ist nur los mit dir? Warum bist du ständig so auf Krawall aus? Man kann machen, was man will. Du scheinst einfach alles in den falschen Hals zu bekommen.«

Ich schnaube verächtlich. »*Ich* bin auf Krawall aus? Wer zerrt mich denn von Zuhause weg, verschleppt mich quer durchs Land in diese Kleinstadt, setzt mir einen neuen

Stiefvater und jetzt auch noch diesen Typen hier vor die Nase, der in meinen Sachen rumschnüffelt, Mom?«

Die Stimmung in meinem Zimmer ist eisig. Als die Stille zwischen uns beiden kaum noch auszuhalten ist, stößt Jeff plötzlich ein lautes »Ha!« aus. Dann schnappt er sich den Locher, den ich bei meinem halbherzigen Auspacken vor einigen Tagen ins nächste Regal gestellt hatte. »Ich will gar nicht länger stören!«, ruft er und will sich vom Acker machen.

»Moment mal!« Er hält in der Bewegung inne, starrt mich fragend an. »Du bist in mein Zimmer eingebrochen, weil du einen Locher brauchst? Ist das dein verdammter Ernst?«

Jeff verzieht keine Miene. »Ich muss eben etwas lochen.« Gelassen zuckt er mit den Schultern. Anscheinend ist er der Meinung, das wäre schon Grund genug, um gefühlt mitten in der Nacht in fremde Zimmer einzubrechen und Schreibtische zu durchwühlen. Mit einem undurchdringlichen Pokerface sieht er mich an, und meine Wut kocht erneut hoch. Am liebsten würde ich den Kerl zum Mond schießen – und zwar mit all den anderen siebeneinhalb Milliarden Menschen dieses Planeten.

»Also so kommen wir nicht weiter«, versucht Mom zwischen uns zu schlichten. Dabei sieht sie Jeff mit einer Wärme im Blick an, die mich erschauern lässt.

»Sehe ich ganz genau so, Mom«, erwidere ich trocken.

Daraufhin atmet sie aus und schaut mich erleichtert an.

»Ich fahre zu Tante Audrey«, lasse ich die Bombe platzen und verschränke dabei eingeschnappt die Arme vor der Brust wie ein Kleinkind, das seinen Willen nicht bekommen hat. Diese Idee habe ich in den letzten Tagen immer

wieder durchgespielt, und jetzt scheint mir der passende Moment, um meine Mom damit zu konfrontieren.

»Wenn ich hier nicht mehr gebraucht werde, gehe ich mal meine Unterlagen für die Schule ordnen.« Damit trollt sich Jeff aus meinem Zimmer. Unfassbar, der Typ!

»Sky, jetzt sei nicht albern. Tante Audrey ist halb blind und taub und lebt seit Jahren in einem Seniorenheim unten an den Keys. Sie kennt dich kaum. Außerdem würde sie nicht mal ihre eigene Mutter wiedererkennen, wenn die von den Toten auferstehen würde.«

»Na, und?«, erwidere ich trotzig. Auch wenn ich mir dessen bewusst bin, dass Moms Geduldsfaden jeden Moment reißen könnte, sehe ich es nicht ein, klein beizugeben.

Sie seufzt und erhebt sich langsam von meinem Bett. »Langsam wird das ganz schön anstrengend mit dir und deinen Zickereien. Das war doch jetzt alles halb so wild, und Jeff hat sich entschuldigt, Schatz.« Sie macht einen Schritt auf mich zu, streckt die Hand aus, um mir über mein langes blondes Haar zu streichen.

Für einen Moment bin ich versucht, die Augen zu schließen und ihre Nähe zu genießen. Wenn ich früher traurig war oder Kummer hatte, habe ich mich oft mit Mom auf die alte geblümte Couch im Wohnzimmer gesetzt, und sie ist mit ihren Händen eine Ewigkeit durch mein Haar gefahren, hat sich angehört, was vorgefallen ist, und mir dann mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Doch das liegt weit zurück. Fast schon, als wäre es ein ganz anderes Leben gewesen. Seither ist so viel passiert. Das, was wir mal waren, werden wir wohl nie mehr sein.

Aber statt mich von ihr berühren zu lassen, weiche ich

zurück. »Bitte? Der Kerl ist einfach in mein Zimmer eingedrungen und hat sich an meinen Sachen zu schaffen gemacht. Und jetzt tust du so, als wäre das nichts Schlimmes und ich würde mich völlig grundlos aufregen?«

Moms Hand fällt an ihre Seite, und sie verdreht genervt die Augen. »Das war nicht die feine englische Art von ihm. Das habe ich ja gerne zugegeben. Aber deshalb muss man doch nicht gleich so ausrasten.« Sie schaut mich für einen Augenblick mit schiefgelegtem Kopf an. »Ich habe das Gefühl, du ergreifst im Moment jede noch so kleine Gelegenheit, um dich aufzuregen.« Dabei klingt ihre Stimme so leise und erschöpft, als wäre ich für sie nur noch eine Last, etwas, was sie permanent anstrengt.

Ich schlucke. »Du willst mich nicht verstehen.« Als ich spüre, wie die Tränen in mir aufsteigen, wende ich meinen Blick von ihr ab und krieche zurück ins Bett, unter meine Decke.

Ich dachte eigentlich, dass ich mich nicht noch einsamer fühlen könnte. Aber jetzt merke ich, dass ich damit unendlich falsch lag.

»Dad hätte mich verstanden«, murmele ich, und versuche mit aller Kraft das Wehklagen zurückzuhalten, das in meinem Hals drückt.

Im nächsten Moment höre ich, wie die Tür ins Schloss fällt und der Raum sich mit Leere füllt. Ich schaue mich in meinem Zimmer um, atme tief durch und betrachte die dunkelblauen Wände. Ich hätte sie doch schwarz streichen sollen. Schwarz ist so viel mehr für mich als bloß eine Farbe. Es spiegelt die Trauer und die Einsamkeit tief in mir wider, die jede Faser meines Körpers in Beschlag genommen haben.